

Absichtslose Offenheit, Intuition und die Angst vor Veränderung

Ruth Mätzler

„Der Mensch gilt von seiner Geburt an als Belastung für die Umwelt, er stört die natürliche Harmonie.“ In diesem Bonmot des Ökologen und Evolutionsbiologen Josef Reichholf, der sich u.a. kritisch mit Fragen des Naturschutzes auseinandergesetzt hat, wird ein grundsätzliches Dilemma sichtbar, dem sich der moderne Mensch in seinem Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur ausgesetzt sieht. Einerseits ist er selber Teil der Natur, die er formt, gestaltet und nutzbar macht, auf der anderen Seite konstruiert er immer wieder einen Antagonismus zwischen sich und derselben. Die Natur wird zum romantischen Sehnsuchtsort, in dem das „Heile“ wohnt. Es wird eine archaische, quasi paradiesische Ursprünglichkeit beschworen, die gar nicht existiert, denn – zumindest bei uns in Mitteleuropa – handelt es sich bei jeder Landschaft um eine von Menschen geformte Kulturlandschaft. Gerade in Arealen, die als wenig schützenswert gelten, entwickelt sich zuweilen eine faszinierende Artenvielfalt. Zwischen Bahngleisen und auf stillgelegten Abraumhalden gedeihen seltene Pflanzen. In Großstädten wie Hamburg oder Berlin gibt es einen größeren Artenreichtum an Vögeln als in so mancher Landgemeinde, und ausgerechnet auf Flugplätzen finden sich oft seltene Tiere, die sich nur dort ungehindert entwickeln und vermehren können, weil der Flugverkehr ihre potentiellen Feinde aus der Luft abhält. Das, was als „natürlich“ empfunden wird, ist also relativ. Die Natur ist in einem andauernden Prozess der Verwandlung begriffen. Tiere und Pflanzen adaptieren sich an veränderte Bedingungen, und neue Arten werden heimisch. Sich verändernde soziale und wirtschaftliche Bedingungen bringen wiederum neue Landschaften hervor, deren Bewertung ebenfalls einem ständigen Wandel unterworfen ist. Der Mensch tendiert jedoch dazu, an dem festzuhalten, was er für seine Bedürfnisse ein für allemal als Leitbild entworfen hat. Dieses Bild spiegelt nicht nur seine archaischen Wünsche nach Ganzheit und Unversehrtheit wieder, sondern ist auch das Ergebnis seiner tief verwurzelten Angst vor Veränderung.

Die zuweilen erbitterten Diskussionen, die in Salzburg zum Thema „moderne Architektur“ geführt werden, berühren ebenfalls diese Veränderungsprozesse und deren Adaption. Welche Bauwerke sind schützenswert? Was wird als „immer schon vorhanden“ und daher als eine Art „Urzustand“ empfunden, den es zu verteidigen gilt? Welche Architektur aus welcher Epoche, bzw. welches Architekturensemble (denn wir haben es ja immer mit einem Konglomerat an Bauwerken verschiedenster zeitlicher Provenienz zu tun) ist „schön“ und darf daher in seinem Gesamterscheinungsbild nicht verändert werden? Bei intensiverem Nachdenken über diese Fragen drängt sich der Eindruck auf, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen dem, was als ästhetisch empfunden wird, und der eigenen (nostalgischen?) Erinnerung. Als Kind ging man auf dem Weg zur Schule immer an diesem und jenem Gebäude vorbei, das jetzt nicht mehr in seiner ursprünglichen Form existiert – ein Umstand, der beim mittlerweile Erwachsenen oftmals Trauer und Wehmut auslöst. Auf den Fotos der Großeltern war der weite Blick auf diese oder jene Wiese, Parklandschaft, Uferszenerie etc. noch nicht durch Gebäude verstellt, die wir heute lediglich als Sichthindernisse wahrnehmen – denn „früher“ waren sie schließlich noch nicht da. Dabei wird Folgendes gerne ausgeblendet: Auch die Bauwerke aus dem frühen 20. Jahrhundert (wie z.B. der 1909 fertiggestellte Gerichtsneubau am Altstadtufer unterhalb des Festungsberges), die wir inzwischen als „schön“ empfinden, weil sie durch ihre lange Präsenz zur Ausstattung unserer, durch historische Aufnahmen erweiterten Erinnerung gehören, haben seinerzeit das barocke Erscheinungsbild Salzburgs empfindlich verändert, um nicht zu sagen massiv „gestört“. Heute sind sie ein Richtwert dessen, was als denkmalgeschützt gilt, und es besteht allgemeiner Konsens darüber, dass es sich hier um erhaltenswerte Architektur handelt – fast so, als hätten diese monumentalen Riesen „immer schon“ zu Salzburg gehört.

Wäre es also auf diesem Hintergrund nicht verlockend, sich einmal gedanklich von allen Erinnerungsspuren zu befreien und Salzburg und seine Architektur ganz anders zu betrachten? Dabei geht es, und das soll an dieser Stelle deutlich gesagt werden, nicht um pragmatische städtebauliche Paradigmen für ein sozialverträgliches Wohnen etc., sondern um die grundsätzliche Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen.

Dieser Aufgabe hat sich Karl Mätzler gestellt, der zwei Jahre lang mit seiner Kamera in Salzburg unterwegs war und dabei eine Haltung eingenommen hat, wie sie für ihn als Psychoanalytiker, der er ebenfalls ist, in seinen Begegnungen mit Menschen zum Berufsalltag gehört hat. Es ist die „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ (Freud) des unvoreingenommenen Betrachters, der keine Werturteile fällt und persönliche Neigungen und Erwartungen zugunsten neuer Erfahrungen hintanstellt. Dieser Zustand der absichtslosen Offenheit ermöglicht einen geschärften Blick und eine ungetrübte Freude an ungewöhnlichen Perspektiven. Man könnte Karl Mätzler auch als einen Übersetzer bezeichnen, der, mit einem hohen Ausmaß an Intuition ausgestattet, auf seine Umgebung reagiert. Was ihm dabei widerfährt, hält er in seinen Fotografien punktgenau fest und macht es dadurch für den Betrachter seiner Bilder sichtbar und erlebbar. Wie jedem guten Übersetzer geht es ihm um mehr als nur

um die wortgetreue Übertragung von Begriffen, Grammatik und Syntax. Er will keine blossen Abbilder schaffen! Vielmehr begreift sich Karl Mätzler als jemand, der sich in den Dienst dessen stellt, was er fotografiert und als jemand, der „zwischen den Zeilen“ fündig werden will.

Insofern ist es erwähnenswert, dass ihm zu manchen Gebäuden in der Stadt schlichtweg nichts einfällt! Nicht selten wollen bei seinen ausgedehnten Streifzügen durch Salzburg einfach keine Fotografien entstehen, und sei der Gegenstand seiner Bemühungen noch so spektakulär oder vordergründig reizvoll. Die Architektur bleibt stumm! Nichts schwingt zwischen den steinernen Nachbarn! Und nichts schwingt zwischen dem Fotografen und seinem hoffnungsvoll angesteuerten Sujet. Es scheint also über das reine „Vermögen“ und die Kunstfertigkeit von Architekten hinaus noch etwas zu geben, das den Betrachter eines Bauwerkes (und dabei ist das Ensemble, das es umgibt, immer mitgedacht) affiziert – oder eben nicht berührt! Daran knüpft sich die unvermeidliche Frage, was denn die ästhetische Qualität von Architektur in ihrem Spannungsfeld zwischen alt und neu letztlich ausmacht. Um es gleich vorweg zu nehmen: Diese Herkulesaufgabe kann an dieser Stelle nicht geleistet werden, aber dennoch gibt es dazu einen Gedanken:

Wenn man Karl Mätzlers Fotografien aufmerksam betrachtet, dann fällt auf, dass Strukturen, Formen und Symmetrien eine große Bedeutung zufallen – ähnlich wie sie in der Natur vorkommen, die für Karl Mätzlers Arbeit ein ständiger Quell der Inspiration und eine lebenslange fotografische Herausforderung darstellt. Seine Bilder können auf den ersten Blick noch so ungeheuerlich wirken (wie etwa das futuristisch anmutende „Heizkraftwerk Nord“), bei näherer Betrachtung erschliesst sich dennoch die Faszination ausgewogener Proportionalität. Hier spielen das Objekt und der vom Fotografen gewählte Bildausschnitt freilich zusammen, denn der Fotograf kann nur das halten, was die Architektur auch tatsächlich verspricht! Und so verschränkt sich an dieser Stelle die Wirkung von Architektur und Bild auf dem Hintergrund von einem als ästhetisch und ansprechend empfundenem Zusammenspiel aus Linien, Flächen, Formen und Perspektiven.

Mit der treffenden Formulierung „The Addition of Strangeness to Beauty“ hat der englische Essayist Walter Pater im 19. Jahrhundert einst die Epoche der Romantik beschrieben. An diesen Satz musste ich immer wieder denken, als ich mir für die vorliegende kleine Einführung die Arbeiten von Karl Mätzler noch einmal anschaute. Seine Fotografien beziehen, quasi „umgekehrt“, ihren großen Reiz daraus, dass aus dem Fremden und Ungewöhnlichen „Schönheit“ entstehen kann. Dies sollte den Betrachter dazu einladen, gewohnte Wahrnehmungspfade zu verlassen, um in der zum Teil provokanten Formensprache unserer sich ständig wandelnden Stadtlandschaft wiederum Vertrautes zu entdecken. Denn wie wir anfänglich bereits festgestellt haben, ist die moderne Architektur von heute der nostalgische Sehnsuchtsort von übermorgen!







Zum Gedenken an die hunderten Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter, die von 1941 bis 1945 gegen ihren Willen und unter großen Opfern an der Errichtung dieser Brücke arbeiten mussten.